

# Volkstum und Rasse in Süddeutschland

Rede beim Antritt des Rektorates

der

Bayerischen

Friedrich-Alexanders-Universität Erlangen  
am 4. November 1925 gehalten

von

Dr. sc. nat. **Robert Gradmann**  
o. Professor der Geographie



Erlangen 1926  
Buchdruckerei Karl Döres, Erlangen, Jägerstraße 3  
Telefon 521

# Volkstum und Rasse in Süddeutschland.

Rektoratsrede gehalten am 4. November 1925

von Prof. Dr. Robert Gradmann-Erlangen.

Otto von Bismarck hat einmal, es war schon im Jahre 1868, im Gespräch mit einem süddeutschen Staatsmann sich über den Unterschied zwischen norddeutscher und süddeutscher Volksart geäußert.<sup>1)</sup> In Norddeutschland, so meinte er, ist das Volk im Kampf mit feindlichen Elementen und Nachbarn zum Gehorsam erzogen, und es ist besonders auch durch die Beimischung fremden Blutes fügsamer geworden; hingegen hat im Süden die deutsche Volksart ihre volle Reinheit bewahrt, nach ihren guten wie nach ihren schlimmen Seiten, und so auch darin, daß hier jeder etwas Besonderes haben will. Bismarck hat sich damit zu einer Ansicht bekannt, die damals allgemein verbreitet war: das süddeutsche Volk rein deutsch, das norddeutsche, wenigstens östlich der Elbe, stark mit slawischem Blute vermischt.

Diese Auffassung konnte sich auf ausgezeichnete Gründe stützen. Das ostelbische Tiefland war, wie jedermann weiß, im Lauf der Völkerwanderung von seinen germanischen Bewohnern größtenteils verlassen und von slawischen Einwanderern in Besitz genommen worden. Seine Wiedergewinnung für das deutsche Volkstum hat einen großen Teil des Mittelalters in Anspruch genommen, eine nationale Leistung, die nicht hoch genug zu preisen ist. Sie ist zumeist auf friedlichem Wege vor sich gegangen, jedenfalls unter weitgehender Schonung der slawischen (und altpreußischen) Bevölkerung, die teils für das Deutschtum gewonnen wurde, teils sogar ihr eigenes Volkstum bewahren konnte, wie die wendischen, polnischen, masurischen, kaschubischen Sprachinseln zeigen. Wie wenig gewaltsam der Übergang sich in der Regel vollzogen hat, das bezeugen auch die heute noch so zahlreich vorhandenen slawischen Siedlungsformen, die Tausende von slawischen Ortsnamen auch in den jetzt rein deutschsprachigen Landesteilen, und wie stark die Beimischung von slawischem Blute sein muß, beweisen unmittelbar die Abertausende von slawischen Familiennamen, deren Träger sich übrigens an treudeutscher Gesinnung von niemand übertreffen lassen. Volkstum und gar nationale Gesinnung, um dies gleich vorwegzunehmen, sind überhaupt nicht an die Rasse gebunden; nirgends kann man bessere Deutsche finden als in Südtirol, Kärnten und Steiermark, und doch ist die dortige deutsche Bevölkerung außerordentlich stark mit rätoromanischem und slawischem Blute durchmischt. Durch diesen Sachverhalt wird der Abstammungs- und Rassenfrage von vornherein die peinlichste Spitze abgebrochen; der gewiß nicht unedle Wettstreit um die Ehre, der beste Deutsche zu sein, muß auf anderem Boden, durch den Tatbeweis, entschieden werden.

Das südliche Deutschland ist kein urgermanisches Land; seiner Hauptmasse nach ist es in denselben Völkerwanderungstürmen erst gewonnen worden, in denen der Nordosten verloren ging. Die Eroberung ist hier durchaus gewaltsam erfolgt; wir haben Berichte von zahllosen Kämpfen, und allen Anzeichen nach sind die Hauptträger der Landnahme, die Alemannen und Baiwaren, dabei

<sup>1)</sup> Otto von Bismarck, Gesammelte Werke. Gespräche I. 1925. Unterredung vom 12. März 1868 mit dem württembergischen Oberregierungsrat Kiecke (hier nach einem vorläufigen Abdruck im Schwäb. Merkur).

mit ganz besonderer Gründlichkeit verfahren. Von den römischen Bauwerken in Stadt und Land ist buchstäblich kaum ein Stein auf dem andern geblieben; über ihre Trümmer geht heute der Pflug. Der Grund und Boden wurde nach germanischem System neu verteilt, die germanischen Dörfer meist abseits von den römischen villae und vici angelegt, und wo sich je aus den römischen Ruinen später wieder neue Wohnstätten erhoben, da blieb doch bis auf wenige Ausnahmen der alte Ortsname vergessen. Romanische Personennamen sind auch in den ältesten Urkunden eine große Seltenheit. Alle die Germanenreiche der Völkerwanderungszeit, die Reiche der Ost- und Westgoten, der Sueben in Spanien, der Langobarden, der Vandalen, der Burgunder und Westfranken, sind dem Germanentum wieder verloren gegangen; die überlegene Kultur und Sprache der Besiegten hat sich überall wieder durchgesetzt. Nur das Land zwischen Vogesen und dem Böhmerwald und südwärts bis in die Alpen ist für alle Zeiten dem Deutschtum gewonnen worden; es ist auf dem ganzen Kontinent fast die einzige Eroberung der Völkerwanderungszeit, die von Bestand gewesen ist. Dieser nationale Erfolg war offenbar nur dadurch möglich, daß die raube Kraft der Alemannen und Baiwaren mit besonders rücksichtsloser Härte gegen die keltoromanische Bevölkerung verfahren ist, sie bis auf geringe Reste vertrieben oder vernichtet hat.<sup>1)</sup> Deutsche Sprache und Sitte herrschen seitdem ausschließlich im ganzen Gebiet. Jahrhundertlang lag hier der Schwerpunkt deutscher Macht und deutschen Geisteslebens, und auf keinen Volksteil trifft das Wort vom Volk der Dichter und Denker in seiner rühmenden wie seiner ironischen Bedeutung mehr zu als gerade auf den süddeutschen. Auf Grund solcher Tatsachen konnte, ja mußte sich die Auffassung herausbilden, die in Süddeutschland alt und rein deutsches Kernland sah.

Diese Auffassung hat einen schweren Stoß erlitten durch die anthropologische Forschung, nämlich durch die Erhebungen, die seit 1874 auf Anregung Rudolf Virchows vorgenommen worden sind. Es wurden sämtliche Schulkinder im Deutschen Reich und auch in einigen Nachbarländern auf die Farbe der Haut, der Haare und Augen untersucht und die Ergebnisse durch Virchow selbst in einem umfangreichen Zahlenwerk zusammengestellt.<sup>2)</sup> Sie boten eine große Überraschung. Entgegen aller Erwartung stellte sich heraus, daß die Prozentzahl der Blonden und Blauäugigen ihren Gipfelpunkt durchweg im Norden erreicht; davon schließt sich auch das ostelbische Tiefland nicht

<sup>1)</sup> Dieser prinzipielle Unterschied namentlich der frühzeitigen alemannischen Landnahme des dritten und vierten Jahrhunderts gegenüber den späteren germanischen Kolonisationen im Süden und Westen ist kürzlich auch von Johannes Haller im Anschluß an einen Vortrag von Dopfch auf dem deutschen Philologentag in Erlangen hervorgehoben worden. Vgl. auch U. Schulte (Frankreich und das linke Rheinufer. 2. Aufl. 1918. S. 41): „Es folgt aus den Ortsnamen des Elssasses, daß hier die Besiedlung mit voller Rücksichtslosigkeit erfolgte; die Alemannen und Franken dürften sehr wenige Reste der alten Bevölkerung geduldet haben. Das Elsaß ist nach allem eines der am meisten rein deutschen Gebiete.“ Diesen Standpunkt vertritt namentlich auch Frdr. Metz (Die Oberrheinlande. 1925) gegen Brunhes u. a., ebenso neuestens Viktor Ernst (Die Entstehung des deutschen Grundeigentums. 1926. S. 14) mit Berufung auf Schumacher und Weller und gegen Dopfch, dessen Auffassung damit für andere Gebiete, z. B. Mittelrhein- und Moselland, nicht bestritten werden soll.

<sup>2)</sup> Rud. Virchow, Gesamtbericht über die von der deutschen anthropologischen Gesellschaft veranlaßten Erhebungen über die Farbe der Haut, der Haare und der Augen der Schulkinder in Deutschland (Arch. f. Anthropol. 16. 1886).

aus. In Mitteldeutschland sind schon mehr Brünette beigemischt, und in einzelnen Teilen Süddeutschlands und noch mehr in der Schweiz und in den österreichischen Alpenländern sind sie bereits in der Überzahl. Virchow zieht daraus den Schluß,<sup>1)</sup> die Rückwanderung der Deutschen ins ostelbische Tiefland sei so stark gewesen, daß das dunklere slawische Element dort fast ganz verdrängt würde; umgekehrt sei die starke Vertretung des brünetten Elements in Süddeutschland einer entsprechend reichlichen Beimischung altkeltischer und zum Teil auch slawischer Bevölkerung zuzuschreiben. Die bisherige Anschauung wird geradezu auf den Kopf gestellt: rein deutsch ist jetzt auf einmal der Norden, stark gemischt der Süden.

Zwischen historischer und anthropologischer Auffassung klappt damit ein zunächst unlösbarer Widerspruch. Inzwischen haben jedoch Rassenkunde und Vererbungslehre bedeutende Fortschritte gemacht und lassen manches in anderem Lichte sehen; es dürfte daher an der Zeit sein, die Frage aufs neue zu untersuchen,<sup>2)</sup> um so mehr, als die Virchow'sche Auffassung, selbst unter den Historikern, entschieden an Boden gewonnen hat und von unseren Feinden nicht ohne Erfolg ausgenützt wird, um den Süddeutschen, namentlich den Elsäßern und Deutschlothringern, einzureden, sie seien halbe oder ganze Kelten.

Die anthropologischen Beobachtungen, die jener Auffassung zugrunde liegen, erweisen sich als unwiderleglich; sie sind inzwischen durch mancherlei Stichproben bestätigt und bekräftigt worden.<sup>3)</sup> Anders ist es mit den Schlüssen, die daraus gezogen wurden. Diese ruhen offenbar auf zwei Voraussetzungen, die sich heute nicht mehr halten lassen. Der eine Trugschluß ist leicht zu durchschauen; er besteht in der Gleichsetzung von Blond und Deutschstämmig.<sup>4)</sup> Darin steckt eine ganze Reihe von falschen Gleichsetzungen. Was dabei vor-schwebt, ist die Rasse, die jetzt<sup>5)</sup> als nordisch bezeichnet wird. Aber nicht alle blonden Menschen sind nordischer Rasse, nicht alle Nordrassischen sind Germanen, und auch Germanisch und Deutsch ist durchaus nicht dasselbe.

Die nordische Rasse hat, wie jetzt fast allgemein angenommen wird, in den Ländern um das westliche Ostseebecken ihre ursprüngliche Heimat. Neben zahlreichen feineren Merkmalen ist sie besonders durch hohen Wuchs, langen Schädel, schmales Gesicht, schmale gerade Nase und schwache Pigmentierung von Haut, Haar und Augen ausgezeichnet. In voller Reinheit ist sie durch die Germanen der römischen Kaiserzeit verkörpert. Nach heutiger Auffassung gehörten ihr jedoch der Hauptmasse nach auch die Urkelten und Urslawen, die Uritaliker und Urhellenen, überhaupt die Urindogermanen an, die

<sup>1)</sup> Rud. Virchow, Die Verbreitung des blonden und brünetten Typus in Mitteleuropa (SB. der Kgl. Preuß. Akad. der Wiss. Berlin 1885, I, S. 42 ff.).

<sup>2)</sup> Daß das Problem in der Luft liegt, beweisen die beiden neuen Arbeiten von Ignaz Kaup (Süddeutsches Germanentum und Leibes-zucht der Jugend, 1925) und Peter Schneider (Deutsche und fränkische Rassenkunde. Fränkische Heimat, 4, 1925). Beide wenden sich gegen Günther, und wenigstens Kaup bekämpft in ihm zugleich die neuere Vererbungslehre, während hier eine Auseinandersetzung mit der Virchow'schen Theorie vom Boden der modernen Biologie aus versucht wird.

<sup>3)</sup> Vgl. die auch auf die Schädel-form sich erstreckenden Untersuchungen von Ranke, Hölder, Ammon, Schwalbe, Schliz u. a. und neuerdings von Parsons (Anthropological Observations on German Prisoners of War. Journ. of the Anthropol. Inst. 49, 1919 — nach Günther).

<sup>4)</sup> Sie ist besonders der Abhandlung in den Sitzungsberichten der preuß. Akademie 1885 (s. oben) durchaus zugrunde gelegt.

<sup>5)</sup> Seit Deniker, Les races de l'Europe 1898/99.

gleichfalls an der Ostsee ihre Heimat hatten. Von dieser echten nordischen Rasse unterscheidet auch Hans Günther<sup>1)</sup> neuerdings eine zweite blonde Rasse: die ostbaltische. Ihre Vertreter sind gleichfalls durch lichte Haar und lichte Augen ausgezeichnet, aber von geringerem Höhenwuchs, kurzköpfig, breitgesichtig, mit kurzer, breiter Nase. Ihr Verbreitungsgebiet ist Nordrußland, das Baltenland, Polen nebst den östlichen Provinzen des bisherigen Königreichs Preußen. Germanischer Herkunft ist das ostbaltische Rassenbild sicher nicht; bei einer anthropologischen Erhebung, die nur nach den Farben fragt, sind jedoch ihre Vertreter von der echten nordischen Rasse nicht zu unterscheiden. Unter der blonden Bevölkerung Nordostdeutschlands verbirgt sich demnach eine bedeutende Anzahl ostbaltischer, nicht nordischer Elemente, und selbst soweit die Bevölkerung echt nordischer Rasse ist, kann sie doch zum Teil slawischer Abstammung sein. Wie Virchow selbst an anderer Stelle<sup>2)</sup> festgestellt hat, finden sich in norddeutschen Gräbern mit zweifellos slawischen Beigaben echt nordische Langköpfe, die sich von Germanenschädeln nicht unterscheiden. Damit ist für das ostelbische Norddeutschland der Widerspruch zwischen anthropologischen und historischen Tatsachen bereits beseitigt, und die ältere historische Auffassung von der starken slawischen Beimischung bleibt in ihrem Recht.

Schwieriger liegt die Frage in Süddeutschland. Die brünetten Kurzschädel, die hier zahlreicher als im Norden auftreten, gehören mindestens zwei verschiedenen Typen an: der eine, von untergesetztem Wuchs, mit nahezu halbkugligem Hinterkopf, breitem Gesicht und häufig platter Nase, erinnert etwas an die mongolische Rasse; der andere, hochwüchsig, mit ebenfalls kurzem, aber hohem Schädel, steil abfallendem Hinterhaupt und stark vorspringender, oft hakenförmig gebogener Nase zeigt entfernte Anklänge an die vorderasiatische, sogen. Hetiterrasse. Die Herkunft der beiden Typen liegt aber völlig im Dunkeln.<sup>3)</sup> Sicher ist nur, daß beide neben hochwüchsigen und langschäd-

<sup>1)</sup> Hans Günther, Rassenkunde des deutschen Volkes. 9. Aufl. 1926. S. 25, im Anschluß an Nordenstremg.

<sup>2)</sup> Mitteilung bei der 3. Sitzung der Anthropol. Ges. 1883 (Corr.-Blatt der D. Ges. f. Anthropol. 14, 1883, S. 142 ff.). Auch sonst hat Virchow mehrfach eine nicht germanische blonde Rasse anerkannt.

<sup>3)</sup> Die Rassen, die den brünetten Kurzköpfen Süddeutschlands zugrunde liegen, sind noch keineswegs mit Sicherheit festgestellt. Ich persönlich kann mich des Eindrucks nicht erwehren, daß die „ostische“ Rasse, so, wie sie Günther zuletzt herausgearbeitet hat, ein etwas schemenhaftes Gebilde ist. Nach so ziemlich allen körperlichen und seelischen Eigenschaften, die man ihr zuschreibt, ist sie einfach das konträre Gegenteil der nordischen Rasse, und es ist unter diesen Umständen natürlich nicht schwer, sämtliche erfahrungsmäßig festgestellten Typen der lebenden Bevölkerung als Mischprodukte zwischen den beiden Gegenpolen hinzustellen. Dabei wird z. B. von Günther selbst zugestanden, daß diese „Rasse“ fast niemals in reinen Typen, fast immer nur in Mischung auftritt. Zwei Hauptmerkmale, die lederfarbige Haut und die Stumpfnase, sind in Süddeutschland ungleich seltener als die runde Schädelform. Viel mehr den Eindruck einer echten Rasse macht der in Bayern häufige „Defreggertypus“, den aber andere, z. B. Lenz, gerade als Mischprodukt zwischen nordischer Rasse und Rundköpfen auffassen wollen. Ob der Defreggertypus mit der ähnlichen Rasse der dinarischen Länder identisch ist, bleibt auch noch fraglich. Für die Rundkopfrasse Wilfers hat der meistgebräuchliche synonyme Ausdruck Homo alpinus höchstens im geographischen Sinne Berechtigung, um das gegenwärtige Verbreitungszentrum anzudeuten; er darf aber keineswegs genetisch verstanden werden: das älteste Auftreten ähnlicher Typen ist nicht in den Alpen, sondern weiter im Norden und Westen nachweisbar (Surfooz, La Grénelle, Ofnet), und die Alpenländer selbst sind in älterer Zeit viel zu schwach besiedelt, um als Völkerherd gelten zu können. Vollends der Ausdruck

ligen, also wohl nordischen Menschen in Süddeutschland vertreten sind, seit das Land überhaupt ständig bewohnt ist, nämlich seit der jüngeren Steinzeit, und nichts scheint näher zu liegen, als der Schluß, die vorgermanische Mischbevölkerung sei demnach in besonders großer Zahl neben den nordischen Eroberern erhalten geblieben.

Dennoch ist es ein Trugschluß. Er beruht ebenfalls auf einer falschen Voraussetzung und scheidet ganz abgesehen von den früher mitgeteilten historischen Tatsachen schon an dem anthropologischen Befund der Reihengräber. Zur Völkerwanderungszeit hatte man allgemein den früher wenigstens bei den Germanen üblichen Leichenbrand aufgegeben und war dazu übergegangen, die Toten reihenweise in Friedhöfen beizusetzen, wie es noch heute üblich ist, nur daß man ihnen gewisse Beigaben, Schmuck, Waffen und sonstige Gebrauchsgegenstände mit ins Grab legte, eine Sitte, die mit Einführung des Christentums aufhört. Wir können daher die Menschenreste dieser Zeit von allen früheren und späteren leicht unterscheiden und sind deshalb über die rassenmäßige Zusammensetzung der süddeutschen Bevölkerung gegen Anbruch des Mittelalters ausgezeichnet unterrichtet. Das Ergebnis ist höchst merkwürdig: überall enthalten die Reihengräber fast ausschließlich hochgewachsene, schlanke Menschen mit ausnehmend feingebauten Langschädeln, den reinsten Typus der nordischen Rasse. So ist es in Schwaben und Franken, aber auch am Oberrhein und ähnlich auch in Südbayern und der Schweiz.<sup>1)</sup> So regelmäßig ist dieser Befund, daß man die nordische Rasse geradezu als „Reihengräbertypus“ bezeichnet hat. Nach diesem unwiderleglichen Zeugnis hat die Bevölkerung Südwestdeutschlands am Anbruch des Mittelalters zu mehr als neun Zehnteln aus Menschen rein nordischer Rasse bestanden; sie war reiner nordisch als das heutige Niedersachsen, das doch anerkanntermaßen den nordischen Typus am reinsten aufweist. So gründlich hatten die germanischen Eroberer mit der Vorbevölkerung in Süddeutschland ausgeräumt. Das steht in grellem Widerspruch zur Keltentheorie, aber in trefflichem Einklang mit den Schlüssen, die aus den Tatsachen der Geschichte und der Volkskunde längst gezogen worden sind. Gegen diesen Befund können auch die neuerlichen Bemühungen,<sup>2)</sup> einen ungebrochenen Zusammenhang zwischen antiker und mittelalterlicher Kultur nachzuweisen, nicht aufkommen. Auch wenn die Zahl der technischen Errungenschaften, die aus der gallorömischen Kultur unmittelbar, nicht etwa erst durch spätere fränkische Vermittlung, übernommen worden sind, sich noch etwas größer herausstellt, als man schon bisher angenommen hatte, so beweist das in anthropologischer Hinsicht nur, daß die

„ostische Rasse“ hat weder geographisch noch genetisch nachweisbare Berechtigung. Ebensovienig gibt es für den Ursprung der „dinarischen Rasse“ (i. w. S.) auf der Balkanhalbinsel oder gar in Vorderasien irgendwelche Anhaltspunkte. Endlich müßte zwischen hellbraunem Haar auf der einen, dunkelbraunem und schwarzem Haar auf der andern Seite unterschieden werden. Individuen mit lichtbraunem Haar dürften niemals zu den reinen Vertretern der brünetten Rassen, sondern zu den Mischlingen gezählt werden, wie umgekehrt graue statt blauer Augen schwerlich allein ein ausreichender Grund sind, ein Individuum aus der Gruppe der nordischen Rasse auszuscheiden (Schneider a. a. O. S. 316 unter Berufung auf Schli3).

<sup>1)</sup> Als Beleg für diese unbestrittene und überall bestätigte Tatsache mag hier der Hinweis auf eine besonders leicht zugängliche Darstellung genügen: Johannes Ranke, *Der Mensch*. 3. Aufl. 2, 1912, S. 251.

<sup>2)</sup> Bes. Alfons Dopsch, *Wirtschaftliche und soziale Grundlagen der europäischen Kulturentwicklung*. 1. 2, 1918 ff. Vgl. oben S. 2. Anm. 1.

Vorbevölkerung nicht restlos ausgelilgt wurde, was auch schon bisher niemand behauptet hat; für das Zahlenverhältnis kann es nichts beweisen.<sup>1)</sup>

Wir gelangen so zu dem unausweichlichen Schluß: die starke prozentuale Vertretung der brünetten kurzklöpfigen Elemente unter der süddeutschen Bevölkerung hat sich erst im Lauf des Mittelalters und der Neuzeit herausgebildet.

Auf Zuwanderung von außen läßt sich dieses Anwachsen nicht zurückführen. Eine solche Zuwanderung aus den benachbarten romanischen und slawischen Ländern mit ihrer etwas stärker brünetten Bevölkerung hat wohl schon im Mittelalter gelegentlich stattgefunden, sicher nach dem dreißigjährigen Krieg (Zugenottensiedlungen usw.). Aber im Verhältnis zur Gesamtbevölkerung war diese Zuwanderung doch von verschwindender Bedeutung; noch viel weniger fällt die Einwanderung von Juden oder gar Zigeunern ins Gewicht. Es kann im wesentlichen nur eine innere Umwandlung in Frage kommen. Eine solche innere Umwandlung des Rassengemisches ist für das ganze mittlere und auch das westliche und nördliche Europa bereits festgestellt, und zwar ebenfalls im Sinne einer Zunahme der brünetten Rasselemente. Das ist gerade die große Sorge, die unsere neuere rassenkundliche Literatur bewegt und durch das verdienstvolle Buch von Hans Günther nun auch bei uns in weitere Kreise getragen worden ist: die nordische Rasse droht mehr und mehr von den brünetten Rassen überwuchert zu werden. In Süddeutschland aber ist die Zunahme der brünetten Elemente offenbar weit rascher vor sich gegangen als im Norden. Darin liegt das neue, früher gar nicht erwogene Problem, das sich uns heute aus den Virchow'schen Erhebungen ergibt.<sup>2)</sup>

<sup>1)</sup> Es gibt zwei Hilfsypothesen, mit denen man die Annahme eines Überlebens der vorgermanischen Bevölkerung in größerer Zahl zu retten versucht. Die eine ist die „Oberschicht“-Hypothese: Die Reibengräber sollen nur die sterblichen Reste des Herrenstandes enthalten. Aber wo sind dann die Gebeine der angeblich so zahlreichen galloromanischen Anechte geblieben? Die zweite, ebenso beliebte Hypothese läßt die vertriebenen Romanen in den Gebirgen, im Schwarzwald und den Vogesen usw. Zuflucht finden und von dort sich später aufs neue ausbreiten. Sie steht mit den sichersten Tatsachen der historischen Siedlungsgeographie in Widerspruch. Romanische Reste haben sich gehalten in entlegenen Alpentälern, die schon in vorgermanischer Zeit besiedelt waren. Die deutschen Waldgebirge dagegen waren zur Völkerwanderungszeit nach dem Zeugnis der Archäologie noch so gut wie unbefiedelt; auch die römische Kultur hatte nur wenige, mit einzelnen Kastellen besetzte Straßen durchgelegt und im übrigen sich auf die äußersten Ränder beschränkt. Es ist eine ungeheuerliche Vorstellung, daß Kriegsflüchtige ohne jede Unterstützung aus dem alten Kulturland Urwälder roden und in aller Geschwindigkeit dort Ackerbaukolonien anlegen sollen; sie wären nach Aufzehrung der etwa mitgeschleppten Vorräte im ersten Winter unfehlbar verhungert. In Wirklichkeit sind diese Waldgebirge, wie sich genau verfolgen läßt, alle erst im Mittelalter gerodet worden. Die Hypothese, die die sog. „Weiler“-Orte in den süddeutschen Waldgebirgen auf römischen Ursprung zurückführen will, ist unhaltbar. Sie ist schon 1898 durch Karl Weller (Die Besiedlung des Alemannenlandes, Württ. Vierteljahrsh. f. Landesgesch. N. F. 7 S. 329) schlagend widerlegt worden. Vgl. auch K. Gradmann, Siedlungsgeographie des Agr. Württ. 1914 S. 112 und Karl Bohnenberger, Die Heim- und Weiler-Namen des Alemannenlandes (Württ. Jahrb. N. F. 31, 1925). Für die Weiler-Orte des Bodenseegebiets hat Viktor Ernst das achte und neunte Jahrhundert als Entstehungszeit schlagend nachweisen können (Beschr. des Oberamts Tettnang. 1915. S. 191 ff. Zur Besiedlung Oberschwabens in Festschr. f. Dietr. Schäfer. 1915. S. 40 ff.).

<sup>2)</sup> Die Tatsache selbst hat schon Günther erkannt (Rassenkunde 1922, S. 306: „Dann begann in Norddeutschland die langsamere, in Süddeutschland die raschere Entnordung“). Er ist aber den Ursachen dieser verschiedenen Entwicklung nicht weiter nachgegangen.

Wie ist es zu lösen? Für den allgemeinen Rückgang der nordischen Rasse wird die großstädtische und industrielle Entwicklung der Neuzeit in erster Linie verantwortlich gemacht. Gegen deren gesundheitschädliche Einflüsse scheint die nordische Rasse besonders empfindlich zu sein. Für unsere spezielle Frage ist damit jedoch nichts anzufangen. Es kann keine Rede davon sein, daß Großstadtleben und Industrie im deutschen Süden etwa einen breiteren Raum einnehmen als im Norden.

Auf einen anderen Zusammenhang weist die geographische Betrachtung. Das nachgewiesene Dunklerwerden der Bevölkerung in der Richtung von Nord nach Süd ist keine Besonderheit Deutschlands; es entspricht einer allgemeinen, längst bekannten Regel: im ganzen heutigen Europa, Vorderasien und Afrika<sup>1)</sup> finden wir eine gürtelförmige Anordnung der Menschenrassen<sup>2)</sup> nach der Stärke der Pigmentierung von Haut, Haar und Augen. Auf das britisch-skandinavisch-norddeutsch-nordrussische Herrschaftsgebiet der blonden Rassen folgen südwärts zunächst die mäßig brünetten Typen in Zentralfrankreich, den Alpenländern und deren weiterer Umgebung, in Norditalien, der nördlichen Balkanhalbinsel und in Kleinasien; daran schließt sich im subtropischen Mittelmeergebiet von Spanien, Süditalien, Griechenland, Nordafrika und Arabien die dunkelbrünette, tief schwarzhäutige Mediterranrasse, und schließlich folgen im tropischen Afrika die Negerrassen, ebenfalls mit zunehmender Stärke der Hautpigmentierung gegen den Äquator hin. Es ist kein Naturgesetz, nur eine Regel, die manche Ausnahmen erleidet; die schwarzhäutigen Lappländer und die zum Teil blond-blauäugigen Berber gehören dazu. Aber im großen Durchschnitt, auf das jeweils vorherrschende Element bezogen, trifft die Regel doch ganz unverkennbar zu.

Diese zonenförmige Anordnung ist deshalb besonders merkwürdig, weil wir wissen, daß sie in früheren Perioden keineswegs immer bestanden hat. Verhältnismäßig gut unterrichtet sind wir über die jüngere Steinzeit.<sup>3)</sup> Damals war eine langschädliche Rasse, vielleicht auch mehrere unter sich verwandte, über ganz Europa verbreitet und daneben in geringerer Zahl, aber ebenfalls über sämtliche europäische Länder zerstreut, kurzschädliche Menschen und mancherlei Übergangsformen, die wohl als Mischlinge zu deuten sind. Zwei Jahrtausende später, gegen den Beginn der christlichen Zeitrechnung, sehen wir eine weitgehende Entmischung dieses Chaos bereits vollzogen. Der Norden wird jetzt von reinrassigen, hochwüchsigen, blonden Germanen beherrscht; im heutigen Süddeutschland und der Schweiz lebt ähnlich wie heute wieder eine zum Teil kurzköpfige, halbbrünette Mischbevölkerung, und die südeuropäischen Halbinseln sind ebenfalls wie heute das Herrschaftsgebiet der dunkelbrünetten Mediterranrasse. Aber sowohl vorher wie nachher, unmittelbar nach der gräko-italischen, der keltischen, der germanischen Völkerwanderung, zur Normannen- und Staufenzzeit haben in Südeuropa sicher viel mehr blonde Menschen gelebt als jetzt. Auch auf süddeutschem Boden war inzwischen die zonale Anordnung durchbrochen, die Mischbevölkerung durch rein nordische Germanen verdrängt

1) nicht in den übrigen Erdteilen! Die mongolische Rasse scheint sich einer besonderen Anpassungsfähigkeit zu erfreuen und verbreitet sich bekanntlich ohne wesentliche Änderung in der Hautpigmentierung, der Haar- und Augenfarbe über die verschiedensten Himmelsstriche.

2) Sie ist schon früher, z. B. auch von Ranke, öfters hervorgehoben worden.  
3) W. Scheidt, Die Rassen der jüngeren Steinzeit in Europa, 1924.

worden. Aber heute ist die Zonengliederung bereits zum größten Teil wiederhergestellt. Damit fügt sich das süddeutsche Problem in den Rahmen einer viel umfassenderen Erscheinung und kann offenbar nur in diesem großen geographischen Zusammenhang seine Lösung finden.

Untersuchen wir das Gesamtphänomen der zonalen Anordnung der Menschenrassen nach der Methode der vergleichenden Geographie, so stellt sich bald heraus, daß weder geologisch-morphologische noch politisch-historische Linien irgendwie ähnliche Verbreitungsbilder und damit die Andeutung eines Kausalzusammenhanges ergeben; einzig die Klimatologie bietet, was wir suchen. Die Klimazonen (und die klimatisch bedingten Vegetationszonen) zeigen tatsächlich eine überraschend ähnliche Anordnung; namentlich verlaufen die Intensitätsstufen der Sonnenstrahlung gleich den Pigmentierungsstufen der Menschenrassen in annähernd äquatorialen Gürteln. Man kommt damit einfach auf die alte landläufige Ansicht zurück, die das Dunklerwerden der Menschen gegen den Äquator hin immer mit der kräftigeren Sonne des Südens in Verbindung gebracht hat. Die Beziehung ist eben so klar und auffallend, daß sie überhaupt nicht übersehen werden kann.

Der an sich so naheliegende, nur gerade gegenwärtig auffallend vernachlässigte Zusammenhang zwischen Klima und Rassenverbreitung ist damit für unser Problem zum mindesten sehr wahrscheinlich gemacht. Schwieriger ist die sekundäre Frage nach dem Mechanismus, wodurch der Zusammenhang zustande kommt. Die naive Meinung, als ob die verschieden starke Pigmentierung der Menschenrassen aus einem alltäglichen physiologischen Vorgang, der Bräunung der Haut durch die Sonne, abgeleitet werden könnte, etwa mit Hilfe erblicher Fixierung, ist längst durch viele Gründe widerlegt und scheidet für jeden, der mit der neueren Biologie vertraut ist, wohl von vornherein aus. Möglich ist dagegen eine Auffassung, die in der erblichen Pigmentierung der Haut eine ökologische Anpassung sieht, etwa in dem Sinne, daß sie als Regulierung gegenüber der Bestrahlung subepidermaler Organe, z. B. der Blutgefäße, wirkt. Dafür, wie überhaupt für die Anpassung der einzelnen Rassen an bestimmte Klimatypen gibt es immerhin einige Anhaltspunkte. Manche davon sind längst bekannt, so die Tatsache, daß es in vielen Tropengegenden für den Europäer lebensgefährlich ist, das unbedeckte Haupt auch nur kürzere Zeit der Sonne auszusetzen; der stark pigmentierte Neger tut es ungestraft alle Tage. Gegen Tropenkrankheiten überhaupt ist der blonde Nordeuropäer besonders empfindlich. Der brünette Südeuropäer erweist sich schon widerstandsfähiger; für ihn können Tropenländer als Siedlungskolonien unter Umständen in Frage kommen, für den Nordeuropäer niemals. Schon in den Küstenstädten der Levante ist nach Luschán<sup>1)</sup> in heißen Sommern die Sterblichkeit blonder Kinder größer als die der brünetten; namentlich erliegen sie häufiger der Malaria. Auch in Süddeutschland selbst besteht vielfach die auch von Ärzten geteilte Meinung, die blonden Kinder seien im allgemeinen „zarter“, d. h. empfindlicher als die braunen, während umgekehrt in Schweden, im Heimatgebiet der nordischen Rasse, die Blonden verhältnismäßig weniger an Tuberkulose leiden.<sup>2)</sup> Auch die schon erwähnte physiologische Pigmentbildung in der besonnten Haut, die instinktive Sorgfalt, mit der die Be-

<sup>1)</sup> Felix von Luschán, Völker, Rassen, Sprachen, 1922, S. 69.

<sup>2)</sup> Günther, Rassenkunde, 9. Aufl. 1926, S. 149, nach Lundborg, Rassen- und Gesellschaftsproblem in genetischer und medizinischer Beleuchtung (Hereditas 1, 1920).

wohner subtropischer Wüsten alle Körperteile mit Einschluß des Gesichts verhüllen, die große Lichtempfindlichkeit vieler Kleinlebewesen, das alles sind Tatsachen, die sich gut in diesen Vorstellungskreis fügen. Die augenblicklich herrschende Volksmeinung, die eine rücksichtslose Bestrahlung der unbedeckten Haut unter allen Umständen für „gesund“ hält, paßt allerdings schlecht hinein. Natürlich ist die Strahlungsintensität nicht der einzige Faktor; sicher gibt es daneben noch zahlreiche uns verborgene Einflüsse des Klimas und der gesamten klimatisch bedingten Umwelt, denen die einzelnen Menschenrassen so gut wie die einzelnen Formen der Pflanzen und Tierwelt in ihrer Verbreitung unterliegen.

Als besonders dankenswerte Leistung der hier allein zuständigen medizinischen Wissenschaft wäre es zu begrüßen, wenn sie durch Ausbau einer Rassenpathologie unser Wissen nach dieser Richtung vertiefen wollte. Die wenigen Anhaltspunkte, die aus der klimatologischen und anthropologischen Literatur zu entnehmen waren, genügen immerhin zum Nachweis, daß die von der Geographie geforderte Annahme einer Beeinflussung der Rassenverbreitung durch das Klima in dem gedachten Sinn auch vom anthropologischen Standpunkt nicht Ungereimtes enthält.

Indem jede Rasse sich genau so weit ausbreitet, als das Klima ihr angemessen ist, könnte so eine gürtelförmige Anordnung leicht zustande kommen. Allein es liegt ja noch etwas anderes vor: eine Wiederherstellung dieser Ordnung durch innere Umwandlung der Konstitution festhafter Völker in bestimmter Richtung. Daß durch Umweltseinflüsse im Lauf der Generationen eine Änderung der Haut- und Haarfarbe und auch etwa eine Umbildung der Schädelform zustande kommen kann, dafür spricht so vieles, daß schon vor längerer Zeit z. B. Geographen wie Penck<sup>1)</sup> und Hettner<sup>2)</sup> sich wiederholt in diesem Sinne ausgesprochen haben, und auch Anthropologen wie etwa Kanke<sup>3)</sup> und gelegentlich selbst Virchow<sup>4)</sup> haben das Gewicht der dafür sprechenden Gründe ausdrücklich anerkannt. Nur schien eine solche Umwandlung nicht denkbar, ohne daß man zurückgriff entweder auf eine unbeschränkte Variabilität der Formen im Sinne Darwins, wobei das minder Geeignete durch Auslese beseitigt wird, oder auf eine erbliche Fixierung erworbener Eigenschaften im Sinne Lamarcks, wozu sich noch Kanke bekannt hat.

Die neuere Biologie hat Beides als irrtümlich erkannt, und so stünden wir mit Virchow tatsächlich vor einem unlösbaren Widerspruch, wenn nicht gerade die moderne Vererbungslehre im Anschluß an Gregor Mendel den rettenden Ausweg zeigte. Es gibt keine Vererbung erworbener Eigenschaften; reine Rassen sind, soweit unsere Erfahrung reicht, im wesentlichen unveränder-

<sup>1)</sup> U. Penck, Das Deutsche Reich 1887, S. 130: „Es ist bei weiteren Untersuchungen nicht die Frage außer acht zu lassen, ob nicht vielleicht der Volkstypus mehr oder weniger von den äußeren Umständen im Laufe der Zeiten beeinflusst worden sei.“

<sup>2)</sup> Alfr. Hettner, Grundzüge der Länderkunde, 1907, S. 60: „es ist sogar zweifelhaft, ob der Schädelinder nicht auch von bestimmten Einflüssen der Umwelt, z. B. der Gebirgs- oder Flachlandsnatur, abhängig sei“.

<sup>3)</sup> J. Kanke, Zur Methodik der Kraniologie und über bayerische Schädeltypen (Corr.-Bl. der deutschen Ges. f. Anthropol. 14, 1883, S. 142): „Meine Untersuchungen führten mich zu einem anderen Schluß: daß die Formen der Schädel vom Lokal, in dem die Bevölkerung seit Jahrhunderten und Jahrtausenden eingeschlossen ist, nicht unbeeinflusst bleiben“.

<sup>4)</sup> z. B. Corr.-Bl. der Ges. f. Anthropol. 14, 1883, S. 142 ff.; vgl. namentlich die ausführliche, mit einem non liquet schließende Erörterung, die J. Kanke (Der Mensch, 3. Aufl. 2, 1912, S. 140 f.) wörtlich wiedergegeben hat.

lich. Aber nicht das gleiche gilt von Rassengemengen, wie sie in allen europäischen Völkern schon seit Jahrtausenden vorliegen; sie sind einer Umwandlung recht wohl fähig.

Wie eine solche Umwandlung vor sich geht, läßt sich am besten an einem extremen Beispiel zeigen.<sup>1)</sup> Eine Gruppe von nordischen Familien werde auf eine menschenleere Insel der Tropen oder Subtropen verschlagen und bleibe dort vor jeder Vermischung mit Eingeborenen bewahrt. Diese Familiengruppe könnte, solange sie nicht überhaupt ausstirbt, ihr Blondhaar und ihre blauen Augen, auch die weiße Haut ohne Zweifel eine unbeschränkte Zahl von Generationen hindurch beibehalten, wie man das z. B. an den deutschen Kolonisten in Südbrasilien mit Wohlgefallen bemerkt.<sup>2)</sup> Anders sobald nur ein Tropfen Eingeborenenblut dazukommt. Bei Rassenkreuzungen stehen, wie wir jetzt wissen, nur die Nachkommen erster Generation zwischen den Eltern ungefähr in der Mitte. Bei späterer Kreuzung von Mischlingen treten die Merkmale der beiden Urrassen in verschiedenen Verhältnissen gemischt auf, und immer wieder gibt es auch eine bestimmte Anzahl von Rückschlägen in die Urrassen. Die Nachkömmlinge nun, die ausschließlich oder doch vorwiegend die Eigenschaften der klimatisch besser angepassten Eingeborenenrasse an sich tragen, werden in dem angenommenen Fall durchschnittlich weniger unter Sonnenstich, Malaria, Gelbfieber und anderen Tropenkrankheiten zu leiden haben; ihnen winkt stets die bessere Aussicht, ins fortpflanzungsfähige Alter zu kommen und sich auch tatsächlich fortzupflanzen. Umgekehrt müssen die Abkömmlinge mit nordischen Merkmalen im Lauf der Generationen immer seltener werden und schließlich ganz aussterben. So können zwei Familiengruppen von ursprünglich genau gleicher Rassengemischung, wenn sie unter verschiedenen Lebensbedingungen sich fortpflanzen, im Lauf einer längeren Generationenreihe sich durch natürliche Auslese schließlich zu ganz verschiedenen Rassengemischen entwickeln. Für das Mischungsverhältnis der Rassen innerhalb einer Familie oder Familiengruppe ist daher die Ahnentafel nicht allein maßgebend, und umgekehrt darf man aus der heutigen prozentualen Verteilung der Rassenmerkmale innerhalb eines Volkes nicht ohne weiteres auf die ursprüngliche quantitative Rassengemischung zurückschließen, wie das fast allgemein und z. B. auch durch R. Virchow geschieht.

Was in diesem extremen Fall unmittelbar anschaulich vor Augen tritt, muß natürlich für feinere Klima- und Rassenabstufungen ebenso gelten. Immer wird in Rassengemischen die an die Umwelt besser angepasste Rasse im Vorteil sein und schließlich den Sieg behaupten. Daß dabei mit den unmittelbar nützlichen Eigenschaften auch andere Rassenmerkmale sich mitvererben, die keine erkennbare Beziehung zum Klima zeigen, wie etwa die Schädelform, das kann nicht weiter verwundern. In der Regel wird die ältestansässige Rasse die besten Aussichten haben, so daß sich die innere Umwandlung des Rassengemisches als Wiederannäherung an den ursprünglichen, sozusagen naturgewollten und nur vorübergehend gestörten Zustand darstellt.

<sup>1)</sup> Ich folge hier dem gleichen Gedankengang wie Felix v. Luschan, *Völker, Rassen, Sprachen*, 1922, S. 92 f.

<sup>2)</sup> Alfr. Zettner, *Das Deutschtum in Südbrasilien* (Geogr. Ztschr. 8, 1902), S. 619: „Es ist eine Freude, diese Burschen und Mädchen zu betrachten, die sich alle der schönsten weißen Hautfarbe, blauer Augen und blonder Flachshaare erfreuen.“

So ist für die nordische Rasse das heutige norddeutsch-skandinavische Herrschaftsgebiet sehr wahrscheinlich zugleich ihr Ursprungsgebiet und offenbar auch ihre optimale Lebenszone, wo sie sich wohl immer behaupten und nach etwaiger Zurückdrängung zuletzt siegreich wieder durchsetzen wird. Hier sind aus dem immerhin etwas gemischten Indogermanenvolk der jüngeren Steinzeit die reintrassigen Germanen hervorgegangen, und selbst die mongolenverwandten Finnen sind im ostbaltischen Gebiet mit der Zeit blond geworden. In Südeuropa ist es die einheimische Mediterranrasse, die sich zäh behauptet, während ihre blonden Beherrscher unter dem ebenso lockenden wie tödlichen Klima der subtropischen Breiten immer wieder ausgestorben sind. In der Barberei, in Ägypten herrschen trotz aller Überschwemmung mit Fremdvölkern noch immer die gleichen Menschentypen, wie wir sie aus den Pharaonengräbern, aus antiken Beschreibungen und Bildwerken kennen. Ganz erstaunlich ist es, wie sich in Vorderasien die uralte armenoide oder Hetiterrasse<sup>1)</sup> mit dem hohen Kurzschädel, der mächtigen Nase und den aufgeworfenen Lippen immer wieder durchgesetzt hat. Gleich Heuschreckenschwärmen sind mediterran-rassige Semiten aus der arabischen Wüste immer wieder und wieder in Syrien, Mesopotamien, Ägypten eingefallen; Indogermanen sind von Nordwesten, Mongolen vom Osten nach Nordasien gekommen und haben jedesmal den Unterworfenen ihre Sprache und ihr Volkstum und sicher zeitweise auch ihr Rassenbild aufgezwungen; noch heute fühlen sich die Leute je nach der Sprache als Araber, als Juden, als Türken, als indogermanische Armenier, Kurden, Perser. Aber ihren Rassenmerkmalen nach sind sie längst keine Semiten, keine Mongolen, keine nordischen Menschen mehr; abgesehen von vereinzelt Volkssplittern, namentlich Sekten, die sich von Vermischung frei gehalten haben, tragen sie heute fast alle wieder den unverfälschten Hetitertypus, der uns als angeblich „semitisch“ so geläufig ist. Die Rasse haftet eben am Boden, Recht eigentlich für die Rassenelemente, viel mehr noch als für unterdrückte Volkssplitter gilt das Wort, das in genialer Ahnung der Chor in der Braut von Messima ausspricht:

„Die fremden Eroberer kommen und gehen;  
Wir gehorchen, aber wir bleiben stehen.“

Antik ausgedrückt: Naturam expellas furca, tamen usque redibit.<sup>2)</sup>

1) Vgl. über sie bes. J. v. Lusch an a. a. O.

2) Nicht immer ist die bestgeeignete Rasse zugleich die ältestansässige. Das westindische Tropenklima wird von eingeführten Negern besser vertragen als von den einheimischen Indianern, und die ostasiatischen Mongolen erweisen sich so anpassungsfähig, daß sie in den verschiedensten Klimaten sich einbürgern und die einheimischen Rassen zurückdrängen können. Eine gewisse Ausnahmestellung nehmen auch die brünetten Rassen Süddeutschlands ein. Sie haben hier wohl ältere Rechte als die zuletzt eingewanderten nordischen Germanenstämme; ob sie aber die Urrasse Süddeutschlands oder wenigstens der Alpenländer sind, ist zum mindesten nicht beweisbar. Nach dem Verschwinden der Magdalenien-Leute war das ganze Gebiet jahrtausendlang fast unbesiedelt; die neue Bevölkerung, die mit dem Neolithikum einzieht, ist zunächst vorwiegend dolichokephal mit brachykephalen Beimengungen. Erst allmählich nehmen die Brachykephalen überhand; sie werden später gewaltsam zurückgedrängt und nehmen in einer Zeit friedlicher Entwicklung aufs neue zu, und beidemal bewirkt diese Zunahme eine Einpassung in die allgemeine europäische Zonengliederung. Nur aus diesem Verhalten, nicht aus einem absoluten zeitlichen Vorrang, läßt sich auf eine spezifische Eignung für die süddeutsche Umwelt schließen.

Hiermit ist der Punkt erreicht, um die gewonnenen Erkenntnisse zusammenzufassen und das Schlussergebnis festzustellen. Es haben sich nacheinander folgende Sätze ergeben:

1. Die starke Beimischung brünetter Elemente unter die süddeutsche Bevölkerung hat sich erst im Lauf des Mittelalters und der Neuzeit vollzogen.
2. Sie kann nur auf einer allmählichen inneren Umwandlung des Rassen-gemisches beruhen.
3. Diese Umwandlung bewegt sich in der Richtung einer Wiederannäherung an einen gesetzmäßigen Zustand, wie er schon früher einmal bestanden hat; das ist die gürtelförmige Anordnung der Menschenrassen.
4. Diese gürtelförmige Anordnung kann nur durch das Klima bedingt sein.

Daraus folgt der kaum zu vermeidende Schluß: die besonders starke Zunahme der brünetten Rassen in Süddeutschland ist ebenfalls auf eine Begünstigung durch die süddeutsche Umwelt, in erster Linie das Klima zurückzuführen; eine Zeitlang gewaltsam zurückgedrängt, nehmen sie jetzt langsam Schritt für Schritt ihren natürlichen Erbanteil wieder in Besitz. Zu diesem Ergebnis zwingen uns die Tatsachen, mag es uns lieb sein oder leid.

An der deutschen Art der Bevölkerung wird damit nichts geändert. Denn, um es noch einmal hervorzuheben, Deutsch ist nicht so viel wie Germanisch und Germanisch nicht wie Nordisch. Manche spezifisch deutschen Züge, wie etwa die musikalische Begabung, die „deutsche Gutmütigkeit“, das auffallende Zurücktreten des nordischen Herrenmenschentums, der unverdrossene Fleiß, die fanatische Ordnungsliebe, ein gewisses schwerfälliges, Kleinbürgerliches Wesen, sie beruhen vielleicht zum Teil gerade auf der Rassenmischung. Daß die heutige Bevölkerung Süddeutschlands aus einem zu mehr als  $\frac{9}{10}$  nordischen Volke hervorgegangen ist, kann sich übrigens auch nicht verleugnen. Zufolge der nachwirkenden Tradition und der noch heute besonders einflußreichen Stellung von Menschen nordischen Geblütes ist die süddeutsche Bevölkerung, wie Günther sich ausdrückt, „nordisch bedingt“, d. h. heute noch von nordischem Geiste beherrscht und mit nordischen Idealen erfüllt.

Aber für die Zukunft sind unsere Aussichten immerhin besorgniserregend; wir stehen wie vor einem unentrinnbaren Schicksal. Ist doch für die Mehrzahl unserer Rassenforscher die nordische Rasse die edelste und wertvollste aller Menschenrassen überhaupt. Wie ein einziges Heldenepos mutet ihre Geschichte an: wie aus dem nordischen Mutterschoß, der *vagina gentium*, immer neue Völker geboren werden, blonde Indogermanen, die, vom eingeborenen tragischen Rasseninstinkt gepackt, sich mit dem Schwerte in der Faust den Weg nach dem Süden bahnen, um dort jedesmal ein heldisches Zeitalter heraufzuführen, das in so vielen unsterblichen Liedern aller Jungen verherrlicht ist; wie sie den beherrschten Völkern ihre Sprache und ihre hochgemute Gesinnung aufzwingen und sie zu unerhörter Blüte führen, um schließlich unter dem verderbenbringenden südlichen Himmel den langsamen Rassetod zu sterben. Mit den blonden Locken und den blauen Augen schwindet dort mehr und mehr auch der adlige Sinn im Volke, und es beginnt der unaufhaltsame Niedergang. So sehen heutige Rassenforscher die Geschichte Griechenlands und Roms, die Geschichte Irans und Indiens, die Geschichte der keltischen und der germanischen Völkerwanderung. Sollte auch dem süddeutschen Volkstum eine ähnliche Götterdämmerung beschieden sein?

Zu einer so weit gehenden Befürchtung liegt wohl kein Anlaß vor. Jedenfalls gibt es triftige Gegen Gründe genug. Gegenüber den Schwarzmälern, die bereits von einem drohenden Aussterben der nordischen Rasse sprechen und damit den „Untergang des Abendlandes“ in Verbindung bringen wollen, kann man darauf hinweisen, daß ihr Rückgang in Mitteleuropa, auch im südlichen Deutschland, doch nur ein relativer, wenn man will, ein scheinbarer ist. Auch in den ungünstigsten Bezirken Süddeutschlands, in Elsaß-Lothringen, beträgt die Zahl der Blonden und zugleich Blauäugigen immer noch etwa ein Fünftel der Gesamtbevölkerung. Kein oder doch ganz vorwiegend nordische Menschen gibt es daher auch im Süden Deutschlands immer noch mehr, als in früheren Jahrhunderten jemals daselbst gelebt haben; denn es ist sicher, daß seit dem Frühmittelalter die Volksdichte um mehr als das Fünffache zugenommen hat. Dazu kommen die vielen Mischlinge. Wenn es im Oberelsaß 25% rein brünette Menschen gibt, so bedeutet das zugleich, daß auch im ungünstigsten Fall nicht weniger als 75% der süddeutschen Bevölkerung mindestens ein oder das andere nordische Rassenmerkmal an sich tragen. Dem, der aus dem Süden oder aus Frankreich kommt, fällt das ohne weiteres auf.

Der außeralpine Süden Deutschlands ist zwar nicht mehr optimale Lebenszone für die blonden, aber doch wohl auch nicht für die brünetten Rassen; es ist ein Übergangs- und Kampfgebiet, in dem zu allen Zeiten verschiedene Rassen neben einander gelebt haben und auch künftig leben werden.

Überdies enthält jene Geschichtsauffassung, nach der alles Heil von der nordischen Rasse kommt, zwar ohne Zweifel einen gewichtigen Kern von Wahrheit, darf aber keinesfalls so einseitig auf die Spitze getrieben werden. Überhaupt wird man die Verhimmelung der Nordrasse, wie sie fast noch mehr bei französischen, englischen, amerikanischen als bei deutschen Schriftstellern gefunden wird, ruhig ablehnen dürfen, namentlich soweit sie auf Kosten anderer geschieht.<sup>1)</sup> Zweifellos hat jede Rasse ihre eigentümlichen Vorzüge.

Einem etwaigen Rassendünkel gegenüber ist es vielleicht nicht überflüssig, auch daran immer wieder zu erinnern, daß nach einem Worte Luschans<sup>2)</sup> der Unterschied zwischen den verschiedenen Rassen, besonders in bezug auf ethische und intellektuelle Eigenschaften nicht entfernt so groß ist wie der zwischen einzelnen Individuen derselben Rasse. Auch unter den Vertretern der nordischen Rasse gibt es Verbrechernaturen und Stumpfsinnige, die von einem intelligenten Neger an Mutterwitz übertroffen werden, und jeder kennt in seiner Umgebung Beispiele von geistig außerordentlich hochstehenden und durch edle Gesinnung ausgezeichneten Menschen, die unverkennbare Merkmale der vielgeschmähten Rundkopfrasse in sich tragen.

Eines nur bleibt unbestreitbar: unter den hochbegabten, führenden und wahrhaft schöpferischen Persönlichkeiten, die Deutschland, ja Europa überhaupt

<sup>1)</sup> Wie sehr das seelische Bild der nordischen Rasse idealisiert wird, geht am schlagendsten daraus hervor, daß ihr die Rassenforscher der verschiedenen Nationen jedesmal mit Vorliebe die Züge ihres eigenen nationalen Ideals leihen. Für den Engländer ist es der sportliebende Gentleman und königliche Kaufmann, für den Deutschen bald der idealistische Gelehrte und Dichter, bald mehr der tapfere Offizier. Und weil jede Nation auch ihren Popanz und Prügelnabentypus braucht, weil dem Achilleus ein Ubersites gegenüberstehen muß, so hat man die Rundkopfrasse ausgesucht, um ihr je nachdem die Züge des deutschen Proletariats und Emporkömmlings, des französischen Spielfürgers, des englischen Snob anzuhängen.

<sup>2)</sup> a. a. O. S. 188.

hervorgebracht hat, trägt ein ganz unverhältnismäßig hoher Prozentsatz die Kennzeichen der nordischen Rasse. Bis jetzt braucht allerdings, was die Zahl bedeutender Menschen betrifft, Süddeutschland und die Schweiz den Vergleich mit den nordischen Ländern keineswegs zu scheuen; will man sie alle der nordischen Rasse zuschreiben, so müßte man fast annehmen, die seelischen Eigenschaften dieser Rasse haben sich in Süddeutschland stärker vererbt als die körperlichen. Wahrscheinlich aber liegt es an der älteren Kultur, wodurch die Rassen- einflüsse verdeckt werden. Für die Zukunft besteht jedenfalls die Gefahr einer Zurückdrängung der nordischen Rasse gerade hier in besonders hohem Maß, und wir haben daher doppelten Anlaß, auf ihren Schutz bedacht zu sein, dem einzelnen Volksgenossen das Rassengewissen zu schärfen und alle öffentlichen Einrichtungen politischer und sozialer Art, namentlich die Maßnahmen zur Förderung der Industrie und zur weiteren Hebung der Großstädte doch auch daraufhin anzusehen, ob sie bei aller Wirtschaftlichkeit, Gerechtigkeit und Menschenfreundlichkeit nicht rasseverschlechternd wirken und so das Volksganze mit schwerstem Schaden bedrohen.

Und dann noch eins: die Urheimat der Germanen liegt im Norden. Dort liegen auch die Ursprünge unseres fränkischen, baiwarischen, alemannischen Blutes. Aber, wie wir darüber hinaus noch erkannt haben, liegt dort auch die optimale Lebenszone ihrer Rasse und damit der Jungbrunnen, aus dem sie immer neue Kraft schöpfen kann. Von diesem Standpunkte gesehen wird uns das wiedergewonnene und in seinem deutschvölkischen Bestand leider aufs neue bedrohte nordostdeutsche Tiefland als nationaler Besitz Gesamtdeutschlands noch besonders wert. Die Freizügigkeit aber und ein möglichst reichlicher Austausch zwischen Nord und Süd und deren Voraussetzung, die deutsche Einheit, zählen nicht bloß politisch und kulturell zu unseren höchsten Gütern; sie sind gerade auch vom süddeutschen Rassenstandpunkt aus aufs freudigste zu begrüßen und zu fördern.

# Bericht über das Studienjahr 1924/25

erstattet vom Rektor Professor Dr. **Albert Haßelwander.**

Hochansehnliche Versammlung!

Kollegen! Kommilitonen!

Dem alten Herkommen folgend, habe ich Ihnen zum Beginne der heutigen Feier über das Stückchen Geschichte zu berichten, an dem es mir in dem vergangenen Jahre vergönnt war, im Dienste unserer ehrwürdigen Alma mater Friderico-Alexandrina als Rektor mitzuwirken.

Nicht nur das Herkommen, sondern das Gefühl gebietet uns, da zunächst derer zu gedenken, die der unerbittliche Tod aus unseren Reihen gerufen hat. Unser Lehrkörper ist von seiner Hand verschont geblieben, wohl aber haben wir den Hingang zweier von unseren treuen Beamten und zweier hoffnungsvoller Jünglinge aus dem Kreise unserer Studierenden zu beklagen.

Am 6. August verschied nach langer Krankheit im Alter von 43 Jahren der Verw.-Inspektor an der Univ.-Bibliothek Herr Karl Wagner, der seit beinahe 20 Jahren unserer Universität in ausgezeichneter Weise seine Dienste gewidmet hat. In ihm hat die Universität eine Persönlichkeit verloren, die nicht nur gewissenhaft ihre Beamtenpflicht tat, sondern weit darüber hinaus, von glühender Liebe zur Wissenschaft beseelt, wissenschaftliche Leistungen von bleibendem Wert hinterlassen hat. Die auf Anregung des Geh. Rats v. Steinmeyer unternommene, im Jahre 1918 als Register veröffentlichte Bearbeitung des in den Matrikeln der Erlanger Universität von 1743—1843 enthaltenen Quellenmaterials und eine Anzahl von Abhandlungen lokalgeschichtlicher Art zeugen für die hingebungsvolle Arbeit, die er für die Wissenschaft ge-

leistet hat. Durch sie wie durch seine menschlichen Eigenschaften hat er sich in unserer Universität ein dauerndes Andenken gesichert.

Während der Ferienzeit, am 7. September, wurde durch eine akute Erkrankung unser langjähriger, allseits hochgeschätzter Pedell, Herr Kanzleisekretär a. D. Johannes J u g e n h e i m e r hinweggerafft; der Tod dieses pflichtgetreuen, erfahrenen und taktvollen Beamten, der durch viele Jahre unserer Universität wertvolle Dienste geleistet hatte, und dem wir alle einen behaglichen Ruhestand wünschten, hat alle Angehörigen der Universität schmerzlich berührt. Sein Andenken wird in Ehren gehalten werden.

Tief ergriffen hat uns der Tod des am 23. Januar in seiner Heimat verstorbenen Kandidaten der Staatswissenschaften Walter Beissel aus Kiel und der tragische Hingang des Studenten der Chemie Ludwig Bahlke, welcher am 10. Juli jäh aus dem Leben gerissen wurde. Die tiefgebeugten Eltern mögen unserer innigen Anteilnahme versichert sein.

Unser Lehrkörper erfuhr während des abgelaufenen Jahres manche Veränderung.

Mit herzlichem Bedauern, aber nicht minder lebhaften Wünschen für ein langes und angenehmes, von unserer dauernden Dankbarkeit erhelltes Otium cum dignitate sahen wir am 1. April Herrn Geheimen Rat Prof. Dr. Otto Fischer, ordentlichen Professor der Chemie, Direktor des chemischen Laboratoriums, und am 1. Oktober 1925 Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Philipp Allfeld, ordentlichen Professor des Strafrechts, des Strafprozeßrechts, der Rechtszyklopädie und des Völkerrechts durch Entbindung von der Pflicht zur Abhaltung von Vorlesungen aus den Ämtern scheiden, die sie so lange als Zierde unserer Universität innegehabt hatten.

Herr Regierungsapotheker Dr. Leonhard Limpach, der in hingebungsvoller und selbstloser Weise in dem pharmakologischen Institut der medizinischen Fakultät durch lange Jahre wichtige Dienste geleistet hat, trat am 5. Juli 1925 in den Ruhestand. Auch ihm ist der dauernde Dank der Universität gewiß.

Durch Berufung verloren wir

am 1. April 1925 Herrn Prof. Dr. Heinrich Tietze, Ordinarius der Mathematik, welcher einem Rufe nach München Folge leistete,

am 1. Oktober den außerordentlichen Professor für Philosophie Herrn Dr. Friedrich Brunstäd durch einen Ruf als Ordinarius an die theologische Fakultät in Rostock,

am 1. Oktober den Privatdozenten für Zoologie Herrn Dr. Karl Andersen an die philosophisch-theologische Hochschule zu Freising, wo er als außerordentlicher Professor wirken wird; endlich

am 1. April Herrn Prof. Dr. Walter Dilthey durch Ausscheiden aus dem bayer. Staatsdienst wegen seines Übertrittes an die Universität Bonn.

Der Lektor für englische Sprache Herr Dr. Eduard Brenner ist am 18. Oktober zum hauptamtlichen Dozenten des gleichen Lehrbereiches an der Handelshochschule zu Nürnberg ernannt worden.

Zu unserer großen Freude hat Herr Geh. Justizrat Dr. Erwin Riezler sich entschlossen, die an ihn ergangenen ehrenvollen Rufe von Prag und Halle zu Gunsten unserer Alma mater abzulehnen.

Wegen Krankheit wurde am 1. November 1924 Herr Geh. Reg.-Rat. Prof. Dr. Richard Grützmaker in den dauernden Ruhestand versetzt, dem wir alle Besserung seines Leidens und noch langjähriges Wirken im Dienste der Wissenschaft wünschen.

Eine Reihe neuer Kollegen gelang es dem Senat für unsere Universität zu gewinnen, so

am 1. April Herrn Prof. Dr. Otto Procksch aus Greifswald als ordentlichen Professor der alttestamentlichen Exegese und Vorstand des Seminars für alttestamentliche Exegese,

am 1. April Herrn Prof. Dr. Rudolf Pummerer aus Greifswald als ordentlichen Professor der Chemie und Vorstand des chemischen Laboratoriums,

am 1. August Herrn Prof. D. Paul Althaus aus Rostock als ordentlichen Professor der Dogmatik, Apologetik und Dogmengeschichte und Vorstand des apologetischen Seminars,

am 1. September Herrn Prof. Dr. Johannes Radon aus Greifswald als ordentlichen Professor der Mathematik und Mitvorstand des mathematisch-physikalischen Seminars,

endlich Herrn Prof. Dr. August Köhler von der Deutschen Universität zu Prag als ordentlichen Professor des Strafrechts, Strafprozeßrechts und Völkerrechts und der Rechtsenzyklopädie, welcher am 16. Dezember sein Amt antreten wird.

Auch eine stattliche Zahl von vielversprechenden jüngeren Gelehrten, welche durch gediegene wissenschaftliche Arbeiten und den Akt der Habilitation ihre Befähigung als akademische For-

scher und Lehrer erbracht hatten, konnten wir in unseren Kreis aufnehmen. So wurde

am 2. Mai Herr Dr. Erich Rosenhauer als Privatdozent für Chemie,

am 25. Juni Herr Dr. Andreas Pratje als Privatdozent für Anatomie und Anthropologie,

am 29. Juli Herr Prof. Dr. Ewald Geißler als Privatdozent für deutsche Sprachkunst,

am gleichen Tage Herr Dr. Heinrich Friedrich als Privatdozent für Chirurgie,

am 25. August Herr Dr. Rudolf Zocher als Privatdozent für Philosophie,

am selben Tage Herr Dr. Kurt May als Privatdozent für deutsche Philologie und

am 30. September Herr Dr. Kurt Groß als Privatdozent für Physiologie zugelassen.

An Stelle des Herrn Dr. Fr. Bihrlé, welcher durch mehrere Jahre mit Aufopferung und Erfolg das Amt des akademischen Spielleiters bei den Leibesübungen unserer Studierenden versehen hatte, aber durch seine beruflichen Pflichten zum Ausscheiden gezwungen war, hat am 1. Juni Herr Studienrat Wernsdörfer und nach seinem Ausscheiden am 26. Oktober Herr Studienassessor Schenk diese für die körperliche Ertüchtigung so wichtige Funktion übernommen.

Von den Angehörigen unseres Lehrkörpers wurden 7 Herren als Anerkennung für ihre Leistungen durch die Verleihung von Titeln geehrt; so wurden

am 2. April die Herren Geh. Hofrat Prof. D. Dr. Wilhelm Lotz und Geh. Hofrat Prof. D. Dr. Emil Sehling durch den Titel eines Geheimen Rates,

am 2. April Herr Prof. Dr. Erwin Riezler durch den eines Geheimen Justizrates ausgezeichnet;

am 20. Januar wurde Herrn Prof. Dr. Friedrich Ulmer durch die Universität Greifswald die Würde eines Doktors der Theologie ehrenhalber verliehen;

am 25. März erhielt Herr Prof. Dr. Ferdinand Henrich und am 1. September Herr Prof. Dr. Georg Lippold Titel, Rang und Rechte eines ordentlichen Professors

und am 25. März Herr Privatdozent Dr. Paul Wustrow den Titel eines außerordentlichen Professors.

Als Stellvertreter wirkte an der erledigten Professur für Mathematik im Sommersemester 1925 Herr Privatdozent Dr. W. Krull von der Universität Freiburg. Für Herrn Prof. D. Strathmann ist Herr Studienrat Lic. theol. Hauck als Stellvertreter tätig.

Auch in unserem Beamtenkörper haben sich manche Veränderungen ergeben.

Am 1. Mai hat Herr Regierungsrat Bernhard Nenninger, Verwaltungsoberinspektor am Univ.-Rentamt, die Altersgrenze erreicht und ist, von unseren besten Wünschen für einen behaglichen Ruhestand begleitet, aus seinem Amte ausgeschieden.

An seine Stelle trat der Stiftungsadministrator Herr Michael Mann als Oberinspektor am Univ.-Rentamt.

Noch einen anderen treubewährten Beamten mußten wir in diesem Jahre definitiv ausscheiden sehen, Herrn Kanzleisekretär a. D. Simon Meeder, unseren langjährigen zweiten Pedell. Jeder wird herzlich bedauern, diese uns allen wert gewordene Persönlichkeit, die treu und still ihre Pflicht tat, nicht mehr in unserem Kreise zu sehen. Wir wünschen ihm alle den Genuß wohlverdienten Ruhestandes.

Am 1. Oktober wurde dem Verwaltungsassistenten Herrn Andreas Sperber die erbetene Entlassung aus dem Staatsdienst bewilligt.

Befördert wurde am 1. November 1924 der Staatsbibliothekar Herr Dr. Eugen Stollreither zum Bibliotheksdirektor, am 1. August der Obersekretär an der Bibliothek Herr Hans Schlenk zum Verwaltungsinspektor,

am 1. September der Univ.-Sekretär Herr Ulrich Büttner am Univ.-Rentamt zum Obersekretär.

Am 1. Oktober wurde der Univ.-Wart Herr Gustav Plaman vom physiologischen Institut unter Beförderung zum Offizianten an die psychiatrische Klinik versetzt. Der Offiziant an der psychiatrischen Klinik Herr Ernst Becker wurde als Pedell an das Univ.-Rektorat versetzt. Der Vertragsangestellte Herr Friedrich Krettner wurde mit 1. November zum Kanzleiassistenten an der psychiatrischen Klinik ernannt.

Diese Angaben können Ihnen nur einen Blick in die Wandlungen und die weitere Entwicklung unseres weitverzweigten Gefüges von Lehrern und Beamten geben, die alle an dem Gedeihen unserer Pflegestätte der Wissenschaft, jeder zu seinem Teile, tätig sind.

Was an geistigem Leben sich an ihr abspielt, und welche Leistungen aus ihr sprießen, davon ein erschöpfendes Bild zu

entwickeln, wäre ich hier nicht im stande; auch hier kann ich mich nur darauf beschränken, Ihnen einige nach außen hin in Erscheinung tretende Ereignisse anzuführen, in welchen ihr inneres Leben sich auswirkte.

Auch heute noch steht ja, wie unser ganzes schwer geprüftes Vaterland, auch unsere Universität unter dem Drucke der uns von einer Welt von Feinden auferlegten schweren Last; die Zeit, wo alljährlich neue glanzvoll eingerichtete Arbeitsstätten für unsere verschiedenen Wissenschaftsgebiete erstanden, ist wohl für lange vorbei, und äußerste Einschränkung ist für alle geboten; wir dürfen dankbar anerkennen, daß das Ministerium für Unterricht und Kultus mit Ernst und Wohlwollen unsere Wünsche zu fördern versucht, soweit die kargen Mittel dies gestatten.

Aber unbeirrbar haben alle ihr Bestes eingesetzt, um in der Forschung weitere Schritte nach vorwärts zu tun und unserer deutschen Wissenschaft, wie sich allen Versuchen unserer Neider zum Trotz immer mehr zeigt, ihre hochangesehene, auf vielen Gebieten immer noch führende Stellung zu bewahren; in der Lehre, um der kommenden Generation, unseren Studierenden, die, selber in größter Not, sich nicht beirren lassen, das heilige Feuer weiter zu geben.

Hell strahlen im geistigen Leben unserer Universität die Tage des 29. September bis 2. Oktober, wo aus allen Teilen Deutschlands und zum Teile weither von auswärts die Gelehrten zur Versammlung der Deutschen Philologen und Schulmänner zusammenströmten, hier eine, dank der umsichtigen und unermüdlichen Sorgfalt der Herren Kollegen von der philosophischen Fakultät, unseres hochverehrten Kollegen Geh. Rat Stählin an der Spitze, aufs beste bereitete Stätte fanden und reich an Anregungen schieden. Diese Tagung wird ein Ruhmesblatt in der Geschichte unserer Universität bleiben.

Die Feier des 18. Januar wurde wie alljährlich mit einer Ehrung für unsere Gefallenen verbunden durch einen ernsten Akt in der Christuskirche, bei welchem der Rektor die zahlreich erschienenen Kommilitonen und Angehörigen unserer Alma mater durch eine Ansprache zur hingebungsvollen Pflege unserer heiligen Güter, der Vaterlandsliebe und des Idealismus, ermahnte.

Am 4. und 5. Juli wurde uns eine lange entbehrte Freude zuteil, als Kronprinz Rupprecht v. Bayern, der Sproß des Hauses, unter dem unsere Universität vor mehr als 100 Jahren vor dem Untergang bewahrt und in der Folgezeit zur höchsten Blüte

gebracht wurde, unsere Universität mit seinem Besuche beehrte, eine Gelegenheit, bei welcher die Philosophische Fakultät dem selbst als Gelehrter hochangesehenen Fürsten die Würde eines Doktors ehrenhalber verlieh.

In diesem vergangenen Jahre ist ein schöner, in früheren Zeiten bereits geübter Brauch wieder aufgenommen worden, welcher geeignet ist, die Beziehungen zu unserer Schwester-Universität Würzburg immer herzlicher zu gestalten. In Haßfurt, auf Grund und Boden der Universität Würzburg, fand eine Begegnung der beiden Lehrkörper statt; die dort im gegenseitigen freundschaftlichen Gedankenaustausch verbrachten Stunden werden allen in freundlichster Erinnerung bleiben.

Auch heuer wieder versammelte ein akademisches Turn- und Sportfest unsere jungen Kommilitonen zum fröhlichen Wettkampf, bei dem hochehrwürdige Leistungen erzielt wurden. Wir alle wissen, welche hohe Bedeutung diesen Bestrebungen für die Ertüchtigung unseres Volkes zukommt, und suchen sie nach Kräften zu fördern, was in diesem Falle durch Stiftung eines Wanderpreises geschah.

Unsere Universität betrachtet es als hohes Glück, auch unter den Männern des praktischen Lebens verständnisvolle Freunde und Förderer zu besitzen, welche ihr mit eigenen Zuwendungen und mit der Werbung um Verständnis für unsere in dem materialistischen Zeitalter so oft verkannten idealen Güter beistehen.

Unseren ältesten Freund Dr. Gustav Schirmer will ich auch heuer wieder an erster Stelle nennen. Seine Verdienste sind so bekannt, als daß ich sie eigens aufführen müßte.

Nicht minder tatkräftig und mit warmem Herzen ist der Ehren-Doktor unserer philosophischen Fakultät, Herr Geheimrat Dr. v. Petri auch heuer wieder für uns eingetreten. Eine namhafte Spende hat den Rektor in den Stand gesetzt, den Fakultäten, der Bibliothek, manchen Instituten und zahlreichen Studierenden in ihren Nöten beizustehen. Die Gründung einer Ortsgruppe unseres Universitätsbundes in Nürnberg, die Gewinnung zahlreicher Förderer ist sein Werk.

Auch manche anderen, uns zum Teile schon früher freundlichst zugeneigten Gönner dürfen wir hier dankbar nennen, so Herrn Geheimrat Lippart von der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg, Herrn Geheimrat Dr. Winter-Günther von den Siemens-Schuckert-Werken, Herrn Dr. Neumayer, München, Herrn Geh. Kommerzienrat Jordan, Kolbermoor, die

Bayer. Vereinsbank in München und die Hypotheken- und Wechselbank in München.

Der Universitätsbund Erlangen, an der Spitze dessen verehrter 1. Vorsitzender, Herr Oberbürgermeister Dr. Klippel, hat Vortragswochen in Nürnberg, Coburg und Regensburg veranstaltet, bei welchen eine große Zahl unserer Kollegen inhaltsreiche Vorträge hielten und dazu beitrugen, die Universität in unserem engeren Heimatlande immer fester zu verankern und ihr aus nah und fern neue Freunde zu werben.

Eine erfreuliche Mitteilung möchte ich Ihnen hier noch machen: Herr Prof. Rabes in Berlin, Ehrendoktor unserer philosophischen Fakultät, hat uns in den letzten Tagen eine reiche Sammlung von Bildern und Handzeichnungen zugehen lassen, die unserer Universität wieder eine neue Zierde sein werden, und so von seiner Freundschaft wiederum eine schöne Probe gegeben.

Einige Daten, welche auf unser wissenschaftliches Leben ein gewisses Licht werfen, mögen noch mitgeteilt werden:

Die Zahl der Promotionen betrug im ganzen 348, und zwar

in der theologischen Fakultät	2,
eine Ehrenpromotion und eine Verleihung der Lizentiatenwürde,	
in der juristischen Fakultät	140,
in der medizinischen „	69 (53 med., 16 med. dent.),
in der philosophischen „	137,
wovon	64 auf die staatswissenschaftlichen
und	73 auf die übrigen Disziplinen
entfallen.	

3 Ehrenpromotionen sind von der philosophischen Fakultät vollzogen worden.

Das Prokanzleramt verbleibt auch im kommenden Jahre bei Herrn Geh. Justizrat Prof. Dr. Kübler.

Das Dekanat geht über

in der theologischen Fakultät	an Herrn Prof. D. Dr. Hans Preuß,
in der juristischen Fakultät	an Herrn Geh. Hofrat Prof. Dr. Philipp Allfeld,
in der medizinischen Fakultät	an Herrn Prof. Dr. Joh. Reinmüller,
in der philosophischen Fakultät	an Herrn Prof. Dr. Kurt Witte.

Und nun bitte ich meinen hochverehrten Nachfolger, den ordentlichen Professor der Geographie Herrn Dr. Robert Gradmann durch Ablegung des Rektoreides sein Amt anzutreten.

---